



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Gustav Freytags Soll und Haben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Menschheit unter einheitlich universalen Gesichtspunkten können sie selbst bei größter Vortrefflichkeit der Einzelleistungen ihrer Natur nach nicht bieten. Schon daß Lindner als einzelner, der freilich von Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an nach eigenem Bekenntnis das Einzelne stets nur unter dem Gesichtspunkt des Universalen, die Spezialgeschichte nur als Vorarbeit zur Universalgeschichte betrachtet hat, nun den kühnen Wurf gewagt hat, sich zu einer einheitlichen Erfassung und Darstellung der universalen Entwicklung zu erheben, muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden. Die Art der Durchführung aber berechtigt schon jetzt zu dem freudigen Zugeständnis, daß das Werk nach seinem Abschluß allgemein als eine Zierde der universalgeschichtlichen Literatur anerkannt werden wird.



Gustav Freytags Soll und Haben

Von Heinrich Spiero



Gustav Freytag gehörte zu den in der deutschen Literaturgeschichte nicht eben häufigen Persönlichkeiten, die von ihrer Generation, von dem Geschlecht, inmitten dessen sie schufen, gleich erkannt, froh begrüßt und mit dauerhafter Teilnahme begleitet wurden. Im allgemeinen pflegt ja der mitschwingende Pendel zeitgenössischen Interesses entweder nach der einen oder nach der andern Richtung zu weit vorzustößen. Wenn auf der einen Seite gerade der vollbürtige Genius keinen Einfluß gewinnt und sich in den Seelen der Zeitgenossen mit dem Platz hinter dem interessanten Talent oder dem gefälligen Unterhalter begnügen muß, werden auf der andern Seite die Begabungen aufs höchste Piedestal gestellt, die, ohne aus Urteilen zu schöpfen, unbewußt den Ton der großen Menge finden. Daher zur Zeit Freytags die Verkennung Hebbels, die heute noch nicht ganz überwunden ist, und die Überschätzung Scheffels, die immer noch andauert.

Gustav Freytag aber, früh von den Besten willkommen geheißten, lebenslänglich ohne Überschwang mit jedem neuen Werk von der Nation wohl aufgenommen, von nicht gesuchter Fürstengunst verwöhnt, als Politiker Genosse eines großen Aufschwungs unsers Volks — so ist er ein leider viel zu feltner Typus deutscher Poetenschicksale. Wie sich auch hier Verdienst und Glück verketteten, haben des Dichters „Erinnerungen“ mit dem bescheiden-stolzen Ton dargestellt, der Gustav Freytag überall so wohl ansteht. Und nun hat ein jüngerer Literaturhistoriker, Hans Lindau, im Rahmen einer größern Biographie die Persönlichkeit und die Arbeit Freytags noch einmal zu schildern unternommen. (Gustav Freytag von Hans Lindau mit einem Bildnis Freytags nach Carl Stauffer und einem Facsimiledruck. Leipzig, S. Hirzel.)

Grenzboten I 1908

61

Vindau hat ein umfassendes Material zur Verfügung gehabt, aber nicht alles benutzen dürfen, was er fand. Rücksichten auf Lebende hinderten ihn, Freytags Familienleben eingehender zu schildern. Das ist ein Verlust für ihn und uns, weil die vielen feinen und liebenswerten Züge, die des Dichters Bild dann noch gewonnen hätte, dem Ganzen eine erfreuliche Abrundung gewesen wären. Konnte doch Vindau ohnehin bei dem Vorhandensein jener schon erwähnten, im Aufbau und in ihrer Vollenbung so klaren Selbstbiographie auf das äußere Leben nicht denselben Wert legen, ihm nicht dasselbe Recht einräumen wie der Genesiz von Freytags dichterischen und schriftstellerischen Schöpfungen.

Immerhin bringt die Biographie eine Reihe von neuem Material über Freytags Vorfahren und seine Jugend. Aus den Erinnerungen der Familie ergibt sich dabei übrigens, daß beide Großväter Gustav Freytags, der Pastor George Freytag und der Pastor Ernst Christoph Zebe, in Königsberg Kantzs Schüler gewesen sind. Und das ist nicht die einzige interessante Tatsache, die den reichhaltigen Beilagen zu entnehmen ist. Mit großem Fleiß ist da Gustav Freytags Mitarbeit an den Grenzboten statistisch festgestellt, sein Verhältnis zu Bismarck in verschiedenen Perioden belegt worden, seine umfassende Kenntnis der dramatischen Literatur innerhalb und außerhalb der „Technik des Dramas“ nachgewiesen. Aber wenn dieser Gewinn mehr nebenbei abfällt, so liegt der große Vorzug der Vindauschen Biographie doch im wesentlichen in andern Dingen, im Aufbau der Persönlichkeit an der Hand der vorhandenen Dokumente, wie die Gesammelten Werke, die Aufsätze in den Grenzboten, die Briefe sie darbieten. Die Analyse der einzelnen Dichtungen ist immer so angelegt, daß sie gerade die Züge mit herausbringt, die hinter dem bunten Rankenwerk der äußern Handlung das Gewordne bestimmt und geformt haben. Freilich geht Vindau hierbei gelegentlich zu weit in der Herholung von Vergleichen, in der philosophischen Einordnung unter Gesetze, die nicht immer dem Leben abgewonnen sind, wie es bei Gustav Freytag natürlich wäre. Hans Vindaus philosophische Bildung, die offenbar die Grundlage seines Wissens und der vornehmste Trieb auch seiner literarhistorischen Tätigkeit ist, bringt in einem Falle wie dieser überhaupt gewisse Gefahren, denen Vindau denn auch nicht ganz entgangen ist. Mancher hätte mit mir vielleicht am Schluß an Stelle der nicht ganz überzeugenden Schlußansicht des Philosophen lieber das letzte Wort gehört, das der Historiker über den Platz Gustav Freytags innerhalb der deutschen Literatur zu sagen gehabt hätte.

Über die Persönlichkeit Freytags sagt Hans Vindau mit das Beste an einer Stelle, wo er sehr glücklich das Verwandte zwischen Luther und Freytag bei aller Wahrung der Größenabstände hervorhebt und zugleich das Gegenfällige gegen Goethe und — trotz allem — Bismarck herauschält. „Das deutsche Volk hat, wenn man es in einigen sinnbildlichen Verkörperungen seiner Kraft erblickt, von Luther über Goethe und Schiller bis zu Bismarck sich entwickelt. Man darf hier ebensowenig von einem Aufwärts wie von einem

Abwärts sprechen. Freytag ist, der Grundlage seines Wesens gemäß, bei dem ältesten der genannten Geisteshelden stehn geblieben. Nicht die mächtig zupackende Hand, nicht die selige Ruhe des Auges oder der hinreißende Seelenschwung, sondern das treue Herzklopfen des mutigen Mönchleins haben es ihm angetan, und es ist vielleicht etwas von Luthers bäuerlicher Reaktion gegen den Geist der Renaissance in Freytags gelegentlich ablehnender Haltung gegen Goethe zu fühlen. Und doch lernen wir das Große Goethes wie Bismarcks durch die Beschäftigung mit Freytags Werken noch inniger schätzen und entdecken vielleicht neue Gefühlswegen, um den Wert dieser deutschen Heroen tiefer zu fassen, die Quellen ihrer Kraft im allgemein Menschlichen deutlicher wahrzunehmen. Bei Goethe wird die Bedeutung alles Sammelns — worin er Darwin und Fechner verwandt ist — durch Freytags lichte Würdigung, die aus der Richtungslosigkeit der Bestrebungen hervorgeht, verständlicher als zuvor. Bismarcks mächtige Gestalt dagegen erscheint dem Leser der alten Grenzbotenklagen fortwährend in der Ferne sichtbar als der Vollstrecker väterländischer Wünsche, der der rauhen Wirklichkeit ersehntes Traumland abgewinnt in täglichem Kampfe mit der entgegenwogenden ewig chaotischen Unvernunft der Elemente, die dem Willen noch nicht unterworfen sind.“ Der Historiker hätte es sich füglich nicht entgehen lassen, den gemeinsamen Ursprung Luthers und Freytags aus dem einfachen Volke zur Stützung des Vergleichs mit heranzuziehen. Trugen doch auch die Züge beider Männer unverkennbar das Gepräge solcher Herkunft, und ich erinnere mich, wie Eduard Simson, als ihn Gustav Freytag in den neunziger Jahren einmal in Wiesbaden empfangen hatte, erzählte: Er sah in Mütze und Toppe genau aus wie ein alter tüchtiger deutscher Bauer. Für das Verhältnis zu Goethe aber ist am meisten bezeichnend der Dank Freytags an Salomon Hirzel für Hirzels bekanntes Buch „Der junge Goethe“: „Nie habe ich so lebhaftes Befriedigung darüber empfunden, daß ich kein Goethe bin, als bei der Durchsicht dieser ausgezeichneten drei Bände. Denn ich kann und will dafür sorgen, daß etwaigen spätern Lesern nicht empfindlich werde, wie nahe das Richtige, das ich einmal getroffen, neben Abgeschmacktem und Schwachem lag. Das Werk wird, wie ich hoffe, viele Freunde und warme Würdigung finden, ob es dem größten deutschen Dichter die Freunde vermehren und erwärmen wird, darüber bin ich unsicher.“

Die nach Gerechtigkeit strebende Vertiefung des Philosophen hat es Hans Lindau leichter gemacht, bei dem Verhalten Freytags und seiner Gesinnungsgenossen zu Bismarck in der Konfliktzeit mit wenigen durchaus zutreffenden Sätzen den Zusammenhang jener grellen Widersprüche mit der innern Natur der Ereignisse und der Menschen aufzudecken. Wir dürfen bei der Beurteilung jener Zeit nicht vergessen, daß wir nach dem Kriege geboren nicht nur die Erben einer uns ohne unser Zutun zugewachsenen Entwicklung, sondern auch die einer, wie wir hoffen, ewig giltigen Anschauung von Bismarcks Gestalt und Größe sind. Warum jene Männer Freytagscher Gesinnung, unter ihnen

spätere Bismarckbewunderer wie Treitschke, Simson, Sybel, anders empfanden, das hat Hans Lindau hier sehr schön gesagt: „Uns wird es vergleichsweise leicht, den stärkern Verstand Bismarcks an dem seiner Gegner, unter denen sich doch wahrlich die klügsten Köpfe der Nation befanden, abzumessen. Es ist uns deshalb nun schon ein heitrer Anblick, das Genie aus dem Ringkampfe mit der irrenden Vorsicht siegreich hervorgehn zu sehen, und leicht unterschätzen wir die Klugheit und Feinheit der überwundenen Geister. Damit täten wir freilich auch dem Ruhme Bismarcks keinen Dienst. Denn das ist gerade die leuchtende künstlerische Herrlichkeit dieses gottbegnadeten Herakles, daß er mit einer bis dahin in der Weltgeschichte, die sich ja immer mehr ins Geistige hinüberarbeitet, vielleicht noch gar nicht dagewesenen rein geistigen Überlegenheit den Sieg über die allergößten Gegenmächte des Geistes errang. Dieser Mann mit einer erstaunlichen Kraft der Einsicht, der die Leidenschaft einer Feuerseele zum Bollstrecker diente, war für den nationalliberalen Parteimann lange ein Gegenstand des Argernisses, des Mißtrauens, ja der Entrüstung. . . . Dabei ist uns, wie gesagt, der Standpunkt wohlfeiler kritischer Treppenweisheit, nachdem der Erfolg so klar entschieden hat, keineswegs ein wünschenswerter Gesichtspunkt. Wo Geister wie Freytag oder Virchow irrten, da ist der Irrtum offenbar einer sehr tief liegenden geschichtlichen Notwendigkeit entsprossen. Es liegt indessen kein Grund vor, diese Komödie der Irrungen, die wohl auch eine reinigende Kraft ausüben mag, zu verheimlichen.“

Ich bin in den Zitaten etwas ausführlich gewesen, weil ich auf diese Weise von dem Stil des fleißigen Lindauschen Werks einen Begriff geben wollte. Er ist nicht immer ganz gleichmäßig und arbeitet hier und da zu oft mit liebenswürdigen Beiworten — Eigentümlichkeiten, die auch andre Arbeiten Hans Lindaus aufweisen, und die man künftig gern zugunsten des spröden Stils seines Oheims Rudolf, des Meisters der Novelle, zurückgesetzt sähe. Die starken Anregungen, die die Biographie bietet, werden dadurch freilich nicht berührt. Und aller Anregungen kräftigste und zugleich wünschenswerteste ist doch die, daß ein solches Werk den innern Zwang hervorruft, sich nun mit den Schriften des dargestellten Dichters wieder einmal zu befassen und erneut in stiller Versenkung das Ergebnis dieser Lebensarbeit für sich zu ziehen. Hans Lindau gibt ja einen Überblick nach der Richtung hin nicht, daß er Gustav Freytag nun schließlich darstellte im Gewebe einer literarischen Periode und der ganzen Dichtung des Jahrhunderts. Aber er macht doch erfreulicherweise nicht den Fehler so vieler Biographen mit, seinen Helden in beständiger Begeisterung ob allem Volke unerreicht schweben zu lassen. Er spricht es ruhig, wenn auch seiner ganzen Natur nach nicht scharf aus, daß Gustav Freytag auch in seiner Zeit Größere neben sich gehabt habe und unter die allerersten Meister nicht zu zählen sei. Damit befindet sich Lindau sicherlich auch in Übereinstimmung mit Freytag selbst. Denn wenn dieser in den siebziger Jahren seinem Herzog schreibt, daß er keinen deutschen Schriftsteller der Gegen-

wart über sich, wenige neben sich stelle, so durfte er das mit Selbstgefühl sagen, und wir dürfen ihm nicht anrechnen, daß wir etwa Theodor Storm und Wilhelm Raabe heute über ihn zu stellen geneigt sind. Im Gegenteil, wir möchten sagen, daß das nachlebende Geschlecht nicht so gerecht gegen Freytag ist, wie seine Zeit es war. Freytags Romane und seine „Journalisten“, die man heute als historisches Lustspiel auffassen und spielen muß (auch Lindau verlangt das), sind sicherlich Höhepunkte ihrer Gattung, wenn auch die Romane nicht gleich die höchsten Gipfel überhaupt darstellen. Die Probe auf das Exempel macht immer die wiederholte Lektüre. Ich habe, angeregt durch Lindau, „Soll und Haben“ wieder gelesen, wohl zum zehntenmal in den achtzehn Jahren, die ich das Buch kenne. Und der Eindruck ist immer wieder so frisch wie je; nicht nur, daß der ästhetisch unanfechtbare Aufbau immer wieder erfreut — das Leben, das in der Erzählung steckt, quillt auch heute noch mit echter Kraft empor, wo die Bedingungen kaufmännischer Arbeit längst andre geworden sind. Der herzhafteste Realismus dieser Szenen beweist seine Wahrheit dadurch, daß im Zeitalter heißer parlamentarischer Kämpfe um unsre Politik in den östlichen Grenzmarken dieser Dichter noch genau so lebendig wahr erscheint wie in den fünfziger Jahren, als „Soll und Haben“ zum erstenmal in die Welt ging. Denn was Gustav Freytag, der Sohn des Grenzlandes, früh erkannt hatte, das ward ihm vergönnt, als Dichter zu schildern mit dem innern Wahrheitsgehalt einer starken deutschen Seele. Wenn uns die meisten Polenlieder des Jungen Deutschlands und der politischen Poeten heute verblaßt erscheinen — es müßte denn schon ein so stark verinnerlichendes lyrisches Talent wie Lenau zu uns sprechen —, so liegt das nicht daran, daß jene Sänger politisch auf der falschen Seite standen, sondern daran, daß sie sich durch den Schein und Schimmer vermeintlicher Freiheit unter den Fittichen des weißen Adlers blenden ließen. Dem klügsten von allen, Heinrich Heine, ist ja einmal so etwas aufgedämmert, und die Polen, die sich für ihn begeistern, werden wohl an den schlechten Zahlern seines berühmten Gedichts keine große Freude haben. Gustav Freytag aber durchdrang innerlich Politik und Dichtung, weil er nach der Zuchtlosigkeit stürmischer Jahre wieder auftrat als eine geschlossene Persönlichkeit, eins im Schöpfen und Kritifizieren, deutsch durch und durch, bisweilen allzu erdenschwer, mit einer gewissen Angst vor der Phantasie, aber gerade darum der Mann, den die Zeit brauchte, und dessen Auftreten in ihr Heinrich von Treitschke ganz mit Recht fast dramatisch als etwas Neues, als den Klang eines neuen Marschtritts schildert.

Gustav Freytag hat nicht die höchsten Gipfel, auch nicht die des poetischen Realismus erreicht, dem wir ihn zuzählen müssen. Die Gewalt dämonischer Kräfte, die Friedrich Hebbel und Wilhelm Raabe im Drama und im Romane, Gottfried Keller, Theodor Storm und Theodor Fontane in der Novelle und in der Lyrik mit ewigen Tönen zu rufen und mit alles begreifender Kunst zu bannen verstanden, schlugen sein Beitel Ifig, sein Hippus, sein Fürst in der

„Verlorenen Handschrift“ nur eben an. Aber auch er hat geschaffen, was besteht und heute noch so wenig überwunden ist, wie es auf lange Zeit nicht überwunden werden wird. In der Umgrenzung, die er selbst erkannt hat und mit einer gewissen Bewußtheit einhielt, ist und bleibt er ein Meister voller Größe und voller Humor; das behagliche Verhältnis, das er zu seinen Gestalten hat, hindert ihn nie, sie als Glieder großer Bewegungen zu betrachten, wie denn jener große Schicksalszug, aus dessen Begreifen heraus der vom Kriege heimgekehrte die „Ahnen“ schuf, schon die Werke der frühern Jahrzehnte durchdrang und der ganzen Erscheinung den Unterton gab. Wir wollen Gustav Freytag halten und behalten, ihn unsrer Jugend immer aufs neue vorlegen, aber nicht nur unsrer Jugend, denn er gehört uns allen. Der Verlagsbuchhandlung aber, die der neuen Biographie ins Leben half, sei der Wunsch unterbreitet, sie möge Gustav Freytags Werke endlich auch weiten Kreisen als Besitz des Hauses zugänglicher machen, durch wohlfeile Ausgaben, wie sie dem Dichter, der immer ein Freund des kleinen Mannes war, wohl zukommen.



Die Wahrheit über die deutsche Expansion

Botschafter Freiherr Speck von Sternburg in der North American Review



ir sind in der Lage, hier eine vollständige Übersetzung des Artikels „Die Wahrheit über die deutsche Expansion“ zu geben, den der deutsche Botschafter in Washington, Frhr. Speck von Sternburg, vor einigen Tagen in der North American Review veröffentlicht hat:

Immer wieder lese ich in einigen westeuropäischen und auch amerikanischen Zeitungen, die Unabhängigkeit Hollands und Belgiens, der beiden kleinen Nachbarreiche des mächtigen Deutschen Reiches, sei durch das angeblich kriegslustige, unruhige und expansionsgierige Deutschland bedroht. Und auch solche Politiker, die sich der in die Augen springenden Tatsache nicht verschließen können, daß der Deutsche Kaiser ein begeisterter Anhänger der Friedensidee ist, daß die deutschen Regierungen seit 37 Jahren, seit dem großen nationalen Kampfe der Jahre 1870/71 immer für den Frieden und viel weniger als andre Länder für Expansion gewirkt haben, daß das deutsche Volk keinen andern Wunsch hat, als seine Geschäfte friedlich betreiben zu können — auch solche Politiker meinen vielfach oder geben vielfach vor zu meinen, wenn auch die Friedensliebe Deutschlands, wie die Geschichte seit dem Bestehn des Deutschen Reiches beweise, nicht angezweifelt werden könne, so würde doch auch ein friedliebendes Deutschland rein durch die Gewalt der Tatsachen, durch die Logik der Entwicklung selbst über kurz oder lang zu einer Annexion Hollands und des flämischen Teils von Belgien mit dem Hafen Antwerpen gezwungen werden. Deutschland hätte, so heißt es dann zumeist,